

Veränderungskultur und Neuzusammensetzung der sozialen Bewegungen

Bruno Trentin brachte die *cultura del cambiamento*, die »Veränderungskultur«, ins Gespräch, als die Rede war von an sich notwendigen sozialökonomischen Strategien, die aber daran scheitern, daß die Arbeiter nicht mitmachen, daß also die vielberufene und -gerufene Klassenbasis sozialistischer Politik sich dem sperrt. An dieser Stelle sagte Bruno Trentin, was wir bräuchten, sei eine Kultur der Veränderung, also eine Verankerung der Transformationsstrategie im Arbeiteralltag. In der Tat glaube ich, daß wir auf diese Verknüpfung bedeutend mehr Aufmerksamkeit richten müssen, als das in unserer Tradition üblich war und auch heute — trotz beginnenden Interesses — noch üblich ist. Zuerst einmal müssen wir lernen — und die Konsequenzen daraus ziehen —, daß die Alltagskultur das Feld ist, auf dem die herrschende Ideologie ihre entscheidenden Siege feiert, ja, erst *herrschende* Ideologie wird. Wir müssen uns daher auch auf dieses Feld begeben und dort eingreifen, wenn wir gegen die herrschende Ideologie kämpfen wollen. Diese Orientierung wirksam in unser Politikverständnis aufzunehmen, wäre bereits ein großer Lernschritt. Aber damit ist es nicht getan. Wir müssen uns sogleich einen zweiten Lernschritt zumuten, der erst recht gegen eingefahrene Gewohnheiten geht. Es genügt nämlich nicht, in der Alltagskultur Elemente des Widerstandes aufzusuchen. Zunächst einmal ist dies natürlich sehr wichtig. In der Alltagskultur etwa der Arbeiter gibt es unzählige Elemente einer »Zweiten Kultur«, einer Kultur, in der die Lohnarbeiter ihre Klassenlage gegen andere Klassen oder »gegen die da oben« leben. Wir wissen jedoch aus neueren Forschungen, daß Formen der Widerstandskultur der Arbeiter zugleich die Formen sein können, in denen sie sich verurteilen zu lebenslänglicher Subalternität.¹ Der Widerspruch ist wahrhaft dialektisch: Gerade in dem Moment, in dem der Arbeiter seine Klassenlage *gegen* die herrschende Klasse lebt, lebt er sie auf eine Weise, in der er sich zur Hinnahme einer Unterordnung ausgerechnet in der Form seiner Auflehnung verurteilt. Subalternität und Widerstand liegen also nicht, wie wir uns das zunächst denken

1 Ich empfehle hierzu vor allem Paul Willis *Learning to Labour* (die deutsche Ausgabe trägt den dummen, weil unerlaubt harmlosen Titel *Spaß am Widerstand*, ist aber sonst sehr brauchbar.)

und wünschen, schön auseinander, deutlich abgesetzt voneinander, sondern sie können so miteinander verflochten sein wie die Fäden eines Gewebes.² Kurz, man muß der Dialektik des Kulturellen eine neuartige Aufmerksamkeit schenken.

Freilich braucht es auch bei uns marxistischen Intellektuellen — Theoretikern wie Politikern — eine Kultur der Veränderung. Niemand kann dem Tun anderer mehr im Wege stehen als der, der selber tut. Es gibt eine Tüchtigkeit, die den Schatten der Passivität vieler unter sich wirft. Durch die Art, wie wir gewöhnt sind, uns den Problemen zu stellen, stehen wir oft unseren guten Absichten im Wege. Ich glaube, daß der Marxismus heute die Aufgabe hat, wieder einmal — wenn es einen Marxismus des 21. Jahrhunderts geben soll — sich tiefgreifend zu verändern. Ich will eine der Veränderungen, die ich für nötig halte, skizzieren. Ich plädiere ja dafür, dem Kulturellen mehr Bedeutung beizumessen. Wer dies als Marxist tun will, der stößt zunächst auf eine Barriere im Marxismus selbst. Er merkt, daß es notwendig wird, mit einer altgewohnten Vision des Marxismus zu brechen: Da gibt es die Welt des Ökonomischen und ihren Menschen, das ist der *ökonomische Mensch*; dieser hat eine Klassenlage und folglich »objektive«, *gegebene* Klasseninteressen und ein Bewußtsein, welches, bitteschön, diese Lage und diese Interessen widerspiegelt. Grundlegend und zentral sind die Produktionsverhältnisse, und sie strahlen aus. Was es sonst noch gibt, das sind nur verschiedene »Erscheinungsformen« dieses einen »Wesens«, »Oberflächenerscheinungen« dieses Tiefenkerns. Die »Oberflächen«, die den Kern nur reflektieren, heißen dann »Politik«, »Recht«, »Religion« und »Kultur« — oder einfach »Ideologie«. Mit diesem Denken müssen wir gründlich aufräumen, denn es bildet für uns Marxisten die vielleicht stärkste Barriere, welche uns hindert, eine vielgestaltige Realität und dementsprechend vielgestaltige Formen des Kämpfens zu entdecken. Kurz, wenn man sich dem Kulturellen zuwenden will, kommt man unweigerlich dem *Ökonomismus* und allem, was daran hängt, ins Gehege.

Mit der ökonomistischen Vision brechen heißt weder, mit Marx' Kritik der politischen Ökonomie brechen, noch überhaupt mit Marx zu brechen. Brechen müssen wir allenfalls mit einem unkritischen Umgang mit den Klassikertexten. Wenn wir so wieder an Marx herangehen, entdecken wir, daß wir das alles nicht neu zu erfinden brau-

2 Am Beispiel der Probleme, die der Übergang zur Automationsarbeit für die Facharbeiter mit sich bringt, habe ich einige der Beobachtungen und Analysen von Willis erörtert in *Automationsarbeit und Arbeitskultur — Zur Kritik des Verelendungsdiskurses*, in: *Pluraler Marxismus III*

chen. Die wichtigste und am sorgfältigsten ausgearbeitete Theorie von Marx, die im *Kapital* vorliegt, enthält die Analyse ganz unterschiedlicher Instanzen und Dimensionen, die miteinander im Streit liegen; sie ist nicht nur Theorie einer homogenen, sozusagen einfarbigen, zentralisierten, gleichgeschalteten Realität, obwohl sie z.T. so erscheint. Selbst die Entwicklung der Produktivkräfte — eines der Lieblingsthemen des theoretischen Ökonomismus — wird bei Marx keineswegs allein aus dem reinen ökonomischen Bewegungsgesetz des Kapitals abgeleitet. Vielmehr stehen mehrere Erklärungsansätze nebeneinander. Zunächst wird die technologische Neuerung aus dem Hunger nach Extraprofit und aus dem Konkurrenzdruck auf dahinter zurückbleibende Unternehmen abgeleitet. Doch dann heißt es plötzlich: Die ganze Technologiesgeschichte im Kapitalismus könnte und müßte man eigentlich schreiben als eine Geschichte von Erfindungen, die gegen die Arbeiter gemacht sind, die den Zweck haben, die Position der Lohnarbeiter am Arbeitsplatz und in der betrieblichen Organisation zu schwächen — selbst auf Kosten des Profits. Profitlogik und Klassenkampflogik sind also nicht von vornherein harmonisch aufeinander abgestimmt oder gar nur ein und dasselbe. — Mit dem Beispiel möchte ich nur zeigen, daß Marx keinesfalls eindimensional denkt, daß er sogar die ökonomischen Prozesse nicht »rein ökonomisch« denkt, sondern durch politische Kämpfe bedingt. Z.B. entscheidet ihm zufolge kein ökonomisches Gesetz, sondern der Klassenkampf über die Länge des Arbeitstages.

Ich denke, daß wir den Marxismus stärker in diese Richtung entwickeln müssen, damit er uns befähigt, eine mehrdimensionale, in sich widersprüchliche, kämpfende Wirklichkeit zu denken. Aufgeben sollen wir dagegen dieses Modell: da gibt es ein einziges Zentrum mit einer Peripherie oder mehreren Peripherien. Wir sollten darauf achten, ob es nicht mehrere Zentren gibt, deren Beziehungen zueinander wir zuerst untersuchen müssen. So wie die politischen Verhältnisse im großen plurizentrisch sind, so im übrigen auch der einzelne Mensch. Jeder von uns hat nicht nur ein Zentrum, sondern kämpfende Tendenzen mit Beherrschungsverhältnissen und Widerstandsbeziehungen. Wir sind viel komplexer im Großen wie im Kleinen, als eine zentristische und homogenisierende Vision der Dinge es uns nahelegt zu sehen.

Solche Überlegungen zu den unser Denken wie unsere Praxis ordnenden »selbstverständlichen« Modellen sollten nicht als »theoretisch« im Namen der »Praxis« verdrängt werden. An ihnen hängt Politik, und zwar der politische Diskurs des Ökonomismus, der da re-

duktionistisch spricht von »Klasse«, »Interesse« und der »Vertretung« dieses Interesses. Das ist dann zumeist ein Diskurs, der über den Dingen schwebt, ja, der das Gegenteil tut von dem, was er sagt. Es ist der Diskurs der Berufspolitiker, die abgehoben und verselbstständigt sind gegenüber der Basis und die genau das nicht tun, was sie da inhaltlich behaupten. Würden sie sagen, was sie tun, müßten sie zuerst einmal die nicht im Ökonomischen aufgehende relative Selbstständigkeit des Politischen einbeziehen. Sie müßten also die Wirklichkeit auf jeden Fall komplexer abbilden.

»Komplexität« und »relative Verselbstständigung« — diese Begriffe genügen noch nicht. Schauen wir uns Beispiele an! Auf Sozialdemokratisch gibt es das, daß ein sozialistischer Diskurs der Politiker oder Staatsmänner über der Verwaltung des Kapitals liegt. Auf Extremste bietet sich ein Beispiel manifester Unvereinbarkeit von sozialökonomischer Praxis und politisch-offiziell Diskurs in Mexiko. Auf die Gefahr hin, ein bis zur Verzerrung vereinfachtes Bild dieses faszinierenden Landes zu suggerieren, greife ich zwei Züge heraus. Zunächst gibt es teilweise extreme Ausbeutungsverhältnisse, dazu ebenso extreme Gegensätze von Arm und Reich, endlich eine teils privat, teils über die Staatspartei vermittels des von ihr kontrollierten Gewerkschaftsapparats oder unmittelbar vom Staatsapparat ausgeübte Unterdrückung der Arbeiterbewegung. Der Klassenkampf von oben wird z.T. noch immer mit dem Revolver ausgetragen oder mit Gewehren, Gefängnissen, Folterungen; Sprecher der Arbeiterschaft oder von unten gewählte und nach unten treu bleibende Gewerkschaftsfunktionäre leben gefährlich, es kann vorkommen, daß sie ermordet werden, wenn sie sich als unkorruptierbar erweisen usw. So viel als erster Blick. Nun werfen wir einen zweiten Blick, diesmal auf das Schul- und Bildungswesen. (Ich lasse vieles weg, wodurch das Bild gerechter würde, aber es kommt mir auf einen Widerspruch an, der in den Augen von Marxisten besonders schreiend absurd wirkt.) Wir schlagen ein Lehrbuch für Philosophie auf, das an den Schulen im Gebrauch ist — mit behördlichem Segen, versteht sich. Als Gradmesser für seine Verbreitung können wir die Auflagenhöhe ansehen, sie beträgt rund fünf Millionen. Das erste Kapitel beginnt folgendermaßen: In der Geschichte der Philosophie stehen sich zwei große Lager gegenüber. Das eine Lager behauptet den Vorrang des Denkens vor dem Sein, das zweite den Vorrang der Materie vor dem Bewußtsein. Die erste Richtung heißt Idealismus, die zweite Materialismus ... usw. — Kommt uns das nicht irgendwie bekannt vor? Wir blättern nach hinten in das Autorenregister. Der am häufigsten genannte Au-

tor — drei- oder viermal so oft wie Aristoteles, und das will in einem Lehrbuch der Philosophie allerhand heißen — heißt Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch. Richtig, wir halten die spanische Übersetzung eines sowjetischen Lehrbuchs in Händen. Das Zitierritual datiert es in die »Chruschtschow-Ära«. Das Buch lehrt die Grundsätze des Dialektischen und Historischen Materialismus, Klassen, Interessen, Klassenkämpfe ... keiner der Grundbegriffe bleibt ausgespart. Wer an die Macht des aufklärenden Wortes glaubt, muß an der Welt zweifeln. Ein kommunistisches Lehrbuch marxistischer Philosophie, in Millionenaufgabe in einem Land mit schärfster Ausbeutung verbreitet und sogar behördlich verordnet ... das reimt sich schlecht mit einer eindimensionalen Auffassung der Basis-Überbau-These, daß nämlich der »Überbau«, Politik, Religion, Philosophie oder was immer, der bloße Reflex der »Basis«, also der Produktionsverhältnisse, sei. Anscheinend ist es möglich, daß ein Diskurs, der sich gegen Ausbeutung richtet, über Verhältnissen extremer Ausbeutung liegt, daß also der — in unserem Fall philosophische — Gegensatz zu den Produktionsverhältnissen mit ins Gesellschaftssystem gehört. — Oder werfen wir einen Blick nach Polen. Dort können wir sehen, daß ein Diskurs über den Verhältnissen lag, der dann eines Tages abgeblättert ist wie alte Farbe. Den offiziellen Diskurs glaubte nun niemand mehr. — Ich bin mir nicht sicher, ob »Komplexität« und »Widersprüchlichkeit« als begriffliches Rüstzeug ausreichen, um das »gegliederte Ganze«, von dem Marx sprach, in seiner Bewegung so zu denken, daß wir sozialistisch handlungsfähiger werden.

Was infrage gestellt ist, ist das Vertretungsmodell sozialistischer Politik, das sich mit der Annahme umgibt, daß es bestimmte Interessen »gibt«, deren »Ausdruck« oder »Repräsentation« das Handeln der sozialistischen Politiker zu sein beansprucht. Dieses Repräsentationsmodell sozialistischer Politik kann »moralisch« kritisiert werden, im Namen der Solidarität. In der Tat sprechen in der Geschichte die derart »Vertretenen« periodisch von »Verrat«, fühlen sich »verkauft«. Aber das Repräsentationsmodell sozialistischer Politik muß auch wegen seiner nur vorübergehenden Leistungsfähigkeit, die dann regelmäßig und unvermeidlich ins Versagen, in die Leistungsunfähigkeit führt, kritisiert werden.

Freilich ist und bleibt es eine grundlegend wichtige Angelegenheit, *Interessen* zu artikulieren und kräftig zu *vertreten*. Das Wer und Wie bildet indes die große Frage. Das System der *Stellvertreterpolitik* gehört unbedingt unter die Lupe genommen. In diesem System vertreten einige Personen viele andere und sprechen in deren Namen. Aber

dies ist nicht das Entscheidende und ist bis zu einem gewissen Grad unvermeidlich. Entscheidend ist die gesellschaftliche Anordnung von Macht und Ohnmacht, von Zuständigkeiten und Unzuständigkeiten, von Aktivität und Passivität, von Reden und Schweigen. Infrage steht ein System, welches — mittels der Tätigkeit einiger — viele in Untätigkeit erhält, welches wenige so einschaltet, daß die meisten ausgeschaltet sind. Deswegen interessiert mich der *abgehobene Diskurs* besonders, weil er der Diskurs der Stellvertreter ist, in dem regelmäßig von großen Taten die Rede ist, der aber die Vielen in Untätigkeit hält. Ich stimme also ein in die in letzter Zeit zunehmend klar artikulierte Kritik an der Stellvertreterpolitik, obwohl ich mir nicht verhehlen kann, daß konstruktive Alternativen uns viel weniger klar vor Augen stehen.

Wenn ich bislang dafür plädiert habe, die Wirklichkeit mehrschichtiger zu denken, als wir das gewohnt sind, multizentrisch, statt nur mit einer Mitte und ausgestrahlten, unselbständigen Randzonen, so ist dies nur die halbe Sache, die für sich allein noch wertlos ist, vielleicht sogar eher schadet, weil sie sozialistische Positionen aufzulösen, Traditionen abubrechen droht, ohne sie zu reorganisieren. Daher müssen wir zugleich mit dem Denken der Vielschichtigkeit und des Multizentrischen ein neues Denken der Zusammenfassung dieser vielen Dimensionen oder Instanzen entwickeln. Dieses Denken einer neuartigen Zusammenfassung ist von strategischem Interesse, und die Bemühung darum war auch das Neue in einigen der Referate. Vor allem bei Detlev Albers und Pietro Ingrao spürte man das Bemühen, eine Anerkennung der Berechtigung unterschiedlicher Standpunkte und Bewegungen zu verbinden mit ihrer Zusammenfügung in einem umfassenden Projekt. Statt »Zusammenfügung« sagte Ingrao auch »Artikulation«. Also einerseits müssen wir lernen, die Vielfalt, das Auseinander, die Widersprüchlichkeit deutlicher zu sehen und anzuerkennen, andererseits müssen wir eine neue Form des Zusammenbringens unterschiedlicher Interessen, Positionen, Bewegungen, ja, auch Politiken entwickeln. Dieses Zusammenbringen muß das Unterschiedliche als solches ertragen können; es muß eine »differentielle Artikulation« (Laclau) darstellen, der nicht jede Differenz zum sprengenden Gegensatz, zur »Desartikulation« wird.

Betrachten wir noch einmal — etwas vereinfachend und daher auch nicht ganz gerecht — das alte Denken, mit dem wir brechen müssen: 1. Die spontane Annahme, die gesamte gesellschaftliche Lebenswirklichkeit löse sich auf in Klassenwirklichkeit, alles andere sei nur Schein. 2. Es gebe nur zwei Klassen, vielmehr alles, was weder

Kapitalistenklasse noch Proletariat sei, löse sich bald vollends in diese beiden Hauptklassen auf, die sich dann binnen kurzem unvermittelt gegenüberstehen. Dabei wird die herrschende Klasse der Kapitalisten immer kleiner, durch Konzentration und Zentralisation des Kapitals. Alle, die nicht Kapitalisten bleiben, »sinken ab« ins Proletariat. So oder so ähnlich steht es im Kommunistischen Manifest von 1847. — Diese Auffassungen des 29jährigen Karl Marx und seines Freundes Friedrich Engels haben sich als unzutreffend herausgestellt. Wir müssen zwar nicht »Adieu zum Proletariat« sagen (A. Gorz), wohl aber Abschied nehmen von einem Bündel als unhaltbar erwiesener Ideen vom Proletariat und von der Klassenstruktur unserer Gesellschaft. Der Abschied dauert lange. Ich glaube, er wird schon seit Jahrzehnten, von mehreren Marxistengenerationen, in Raten sozusagen, vollzogen. Wir sind aber sehr zäh und lernen nicht von heute auf morgen, noch nicht einmal aus unserer Niederlage gegenüber dem Faschismus, sondern das dauert und dauert, und das Abbröckeln der Bewegung, ihr Verlust an Einfluß ging weit rascher als das Lernen ...

Das Denken einer neuen Form des Zusammenbringens gesellschaftlicher Kräfte in einem sozialistischen Projekt, wie es vielerorts und nicht erst seit heute sich herauszubilden beginnt, dieses Denken der »aggregazione«, wie Ingrao sagte, des Herbeiführens eines anderen Aggregatzustands der unterschiedlichen sozialen Kräfte in einem reformierten sozialistischen Projekt, dieses Denken spricht sich zu meist mit dem Gramscianischen Hegemoniebegriff aus. Freilich hätte es wenig Sinn, zu Gramsci zurückzugehen und dort stehen zu bleiben. Gramscis Vorstellung, noch sehr nahe an einer später durch die historische Entwicklung in den Hintergrund gedrängten Tendenz Lenins, war es ja, daß die Arbeiterklasse sich zur Hegemonie (Vormachtstellung) hocharbeiten müsse. Für Gramsci ist es also selbstverständlich, daß die Arbeiterklasse als politischer »Hegemon« auftreten muß und wird, vielmehr in Gestalt ihrer politischen Organisationen diese hegemoniale Stellung und Rolle einnehmen soll. Von unserer heutigen Realität ist diese Vorstellung so weit entfernt, daß wir sie nicht unbeschweren übernehmen können. Selbst wenn sie längerfristig, perspektivisch, ein größeres Gewicht behalten sollte, so brauchen wir doch auch Formen, das sozialistische Projekt heute oder wenigstens mittelfristig zu artikulieren. Heute müssen wir in unserer politischen Theorie ohne den Hegemon Arbeiterklasse auskommen, weil es ihn in der Praxis nicht gibt und wir keinen Weg wissen, bei ihm in absehbarer Zeit anzulangen. Ein Hegemon soll schließlich eine Vormachtstellung innehaben. Wenn es keinen sozialen Akteur gibt, der entsprechend

agieren könnte, der den Anspruch auf sozialistische Vormacht mit irgendeiner Realität stellen könnte, dann hält einen das Starren auf die bloße Idee der Vormacht davon ab, irgendeine Form von zusammenbringender Kraft für das sozialistische Projekt zu erreichen. Diese Frage bezeichnet einen Knotenpunkt von strategischem Interesse. *Gibt es eine sozialistische Hegemonie ohne einen Arbeiterklassen-Hegemon?* Mir scheint, daß uns diese oder eine ähnliche Frage aufgezungen wird genau dann, wenn wir uns um eine neue Artikulation der sozialen Bewegungen bemühen.

Diese strategische Frage stellt sich natürlich erst, wenn man die Erfahrung gemacht hat, daß die bloß neu verkleidete alte Politik noch mehr scheitern muß als die unverkleidete alte, weil sie sich deren Stabilisatoren beraubt hat und nun über keine Institution verfügt, selbstproduzierte Enttäuschungen auffangen zu können.

Das neuverkleidete Alte könnte so aussehen, daß man eine Weile lang den Feministinnen, der alternativen Kulturszene, den ökologischen Kräften usw. gegenüber so tut, als ließe man sich auf ein Projekt ein, in dem sie einen gleichberechtigten Platz neben der Arbeiterbewegung finden, dies aber in der Erwartung, daß sie sich nach einiger Annäherung vereinnahmen lassen und aufhören, Feministinnen zu bleiben, Ökologen usw. Statt dessen brauchen wir eine Politik, die wirklich strategisch ist, die also eine Politik der Gesellschaftstransformation ist, daher auch eine Politik der Zusammenfassung der sozialen Bewegungen, eine Politik aber, die diese Bewegungen in ihrer Eigenart überhaupt respektieren kann. In dieser Perspektive müssen wir unweigerlich das Hegemoniekonzept neu denken. Vielleicht sehen die Antworten anders aus, als hier angedeutet. Aber die Frage muß auf jeden Fall zunächst einmal durchdacht werden, ob es möglich ist, aus der Not des alten sozialistischen Modells der Arbeiterhegemonie die Tugend einer neuen sozialistischen Politik zu machen. Läßt sich ein Gegenstück entwickeln zur *strukturellen Repression*, die Josef Cap beschrieben hat, eine *Struktur der Freisetzung*? Eine neue Bindekraft entwickeln kann jedenfalls nur eine Anordnung, ein Projekt der Artikulation der gesellschaftlichen Kräfte — ihre »Rekomposition«, wie Ingrao sagte —, dem sie deshalb zustimmen, weil es ihre jeweilige Handlungsfähigkeit erhöht. Die unmittelbare Schwierigkeit bilden die Unvereinbarkeiten zwischen den Projekten der einzelnen Bewegungen: Selbst ein plurales Projekt, das Widersprüche ertragen kann, muß Unterschiede machen, muß tragende Kräfte von getragenen unterscheiden können, muß Grenzen

ziehen können. Ohne Mitentwicklung solcher Kräfte der strukturellen Hegemonie bleibt sie eine Utopie.

Um das Verhältnis der sozialistischen Kräfte der Arbeiterbewegung zu anderen Trägern des sozialistischen Projekts neu fassen zu können, müssen wir unsere Vorstellung von der Arbeiterklasse überprüfen. Ich beschränke mich auf einen Punkt, der unsere Herangehensweise betrifft und auch auf die anderen sozialen Bewegungen anwendbar ist. Ich glaube, daß diejenigen Recht haben, die seit längerem daraufhin argumentieren, daß wir aufhören sollten, von der Klasse zu sprechen wie von einem immer schon Gegebenen mit beschreibbaren vorgegebenen Eigenschaften. Wir müssen die Klasse als etwas Tätiges denken, als etwas, das sich herausbildet, das gemacht wird von den Arbeitern, das gemacht werden muß, immer wieder von neuem, das immer am Zerfallen ist, immer wieder herzustellen, als von einer *Aufgabe*, nicht von einem Gegebenen. Die Arbeiterklasse ist heute auf eine Weise zerspalten in auseinanderstrebende Fragmente, die gewisse unserer Reden lächerlich macht. Das bloße Wahrnehmen der Fragmentierung der Arbeiterklasse ist von vielen verwechselt worden mit einem Argument für den definitiven Bruch mit dem Klassenbegriff und allem, was daranhängt. Das ist ganz verkehrt. Ein Denken, welches die Klassenfragmentierung zur Kenntnis nimmt und sich die Aufgabe der Artikulation dieser »desartikulierten« Kräfte stellt, ist die Bedingung für die Neugeburt eines leistungsfähigeren Klassenbegriffs. Die Klasse ist keine voraussetzende Einheit, sondern eine Aufgabe, ein Projekt.

Der einzelne Arbeiter wiederum ist ebensowenig als widerspruchslöse Einheit vorauszusetzen. Er geht auch nicht darin auf, Element seiner Klasse zu sein. Das Lohnarbeiterindividuum ist nicht nur Lohnarbeiter. Der Lohnarbeiter sozusagen als herumlaufende ökonomische Kategorie — diese Vorstellung hat ein gewisser Marxismus mit dem bürgerlichen Ökonomiedenken gemein: den *homo oeconomicus*, allerdings mit dem großen Unterschied, daß dieser für die Bürgerlichen stets als *Individuum* unterstellt ist, das »völlig kompetent ist zu beurteilen, was für es in jeder Lebenssituation am besten ist« (Liedman, 496), während der proletarische *homo oeconomicus* als *Klassenrepräsentant* angerufen wird, sein Bewußtsein auf die allgemeine Klassenlage auszurichten. In Wirklichkeit ist das proletarische Individuum auch ein Geschlechtswesen, steht in bestimmten kulturellen Traditionen, entfaltet enorme schöpferische Energien in seinem Hobby etc. Vor kurzem erzählte mir ein junger Arbeiter, in seiner Freizeit sammle er Spielzeugautos und besitze bereits über tau-

send. Dieser Mann ist ein hochkarätiger Facharbeiter in einem der modernsten Betriebe der Bundesrepublik, in einem Betrieb, der stark engagiert ist im Atomkraftwerksbau, aber auch im Bau konventioneller Kraftwerke. Dieser Mann nun arbeitet in einer Testabteilung, wo neue Entwicklungen oder Produkte ausprobiert werden. Er kann und weiß viel mehr als der klassische Facharbeiter, weil er auch mit elektronischen Systemen umgehen können muß. Seine Arbeitsaufgaben ändern sich mehr oder weniger ständig. So, dieser Mann steht kurz davor, seinen Beruf aufzugeben, weil der ihn langweilt. Deutet das nicht auf einen großen Anspruch an Aufgaben hin? Auf schöpferische Ungeduld? Auch die tausend Spielzeugautos deuten in diese Richtung. Aber das Verblüffendste kommt erst. Ein oft wiederholter Spruch besagt: »Wer nichts wird, wird Wirt.« Der Mensch, von dem ich erzähle, hat die Absicht, Wirt zu werden. Mit einem Freund macht er jetzt eine Kneipe auf. Es ist möglich, daß darin auch ein Stück »Aufsteigermotivation« wirksam ist, daß da einer »sich selbständig machen« will. So müßten es wohl die Neoliberalen deuten. Aber mir scheint, dieses Verhalten deutet auf einen enormen »Überschuß« an Bedürfnissen, an Antriebskräften, die sich in den vorhandenen Formen nur »verrückt« artikulieren lassen und die er jetzt, wahrscheinlich nur vorübergehend, in der Kneipenidee artikuliert. Ich weiß nicht, was er als nächstes tun wird. Aber ich möchte darauf hinweisen, daß es da etwas gibt, das mit der alten Vision von der mit Bewußtsein begabten Lohnarbeiterkategorie, mit nichts als der Forderung nach mehr Lohn und was damit zusammenhängt im Kopf, grundsätzlich verfehlt wird. Derartige Kategorien hindern uns zu sehen, was es gibt. Vom Klassenstandpunkt aus beurteilt ist es wahrscheinlich viel wirksamer, zu entdecken und zu berücksichtigen, wie viele Linien durch die Einzelnen hindurchlaufen, daß sie nicht einzig und allein durch ihre Klassenlage (wenn auch dominant durch diese), sondern vielfältig und womöglich widersprüchlich determiniert sind. Der Aufruf an die Individuen, sich auf den einen, abstrakt-allgemeinen Klassenstandpunkt zusammenzunehmen, kann unter bestimmten historischen Bedingungen wirksam und notwendig sein, unter unseren hier und heute bestehenden Bedingungen ist er es jedenfalls nicht. Jedenfalls sind auch die Bedürfnisse und Interessen der Arbeiter nichts fest und einheitlich Gegebenes. Und ein wichtiger Einsatz eines erneuerten sozialistischen Projekts ist auch eine neuartige Artikulation dieser verschiedenen Bedürfnisse und Interessen. Wir stehen vor der Aufgabe, eine *Rekomposition* — wie es im Referat von Pietro Ingrao heißt — auch der *Bedürfnisse* mitzuentwickeln, in denen das Individuum nicht mehr bloß als klassenmäßiger *homo oeconomicus*

abgebildet wird. Nimmt man erst diese »innere« Artikulationsaufgabe an, erscheint auch die äußere eines Zusammenbringens unterschiedlicher sozialer Kräfte in einem anderen Licht.

Im Zusammenhang der hier vorgeschlagenen Reorientierung gewinnt der Begriff des Kulturellen an Bedeutung, und der Ideologiebegriff sollte gegen seine Leninsche Fassung wieder an die ursprüngliche Fassung bei Marx und Engels angeknüpft werden. Auf diesem Seminar war wiederholt von der »Notwendigkeit einer Re-Ideologisierung« die Rede. Ähnlich nennt die Schweizer POCH ihre Strategie- und Theoriedebatte »Ideologiedebatte«. Warum nicht Strategie und Theorie als das benennen, was sie sind (oder sein sollten)? Mit dem affirmativen Ideologiebegriff ist, gerade auch im Austromarxismus, ein anderer verknüpft, der gleichfalls kritisch überprüft gehört: Die »Erziehung« der Massen durch die Partei. Damit hängt die Problematik des »zugeschriebenen Klassenbewußtseins« zusammen, einer Position, wie sie u.a. von Lukács klassisch vertreten wird. Etwas versimpelt gesagt, stellt man sich vor, die Arbeiter müßten, ihrer objektiven Lage entsprechend, ein bestimmtes »Bewußtsein« haben. Tatsächlich aber »haben« sie es nicht. Daraus folgt die Notwendigkeit ihrer Erziehung zu diesem Bewußtsein. Diese Erziehung wird wie selbstverständlich von oben nach unten, vom Zentrum zur Peripherie gedacht. Und sie wird vorgestellt als Erziehung vom falschen zum richtigen Bewußtsein. Und diejenigen, wir zum Beispiel, die sich da zu den Erziehern berufen, haben das richtige Bewußtsein. Ob wir nicht den Spieß herumdrehen sollten? Ob wir uns nicht dazu durchringen sollten zu sagen, daß dieses unser edukationistisches Bewußtsein das falsche Bewußtsein Nr. 1 ist? Vergleichen wir einmal das Orientierungsmuster des »Bewußtseins« mit dem des Kulturellen! Der kulturelle Gesichtspunkt orientiert uns darauf, die Sache nicht primär als Bewußtseinsfrage zu denken. Die Aufgaben primär mit der Bewußtseinskategorie zu artikulieren heißt doch, vor die Veränderung der Verhältnisse die Veränderung des Denkens derselben zu setzen. Das heißt, die Verhältnisse bleiben, wie sie sind, aber wir denken anders. Das ist gewiß ein wichtiger Vorgang, der möglich und sogar unentbehrlich ist. Aber er bezeichnet mehr den Weg von einzelnen Theoretikern als einen Massenweg. Für den Theoretiker aber ist das Bewußtsein schon mehr als Bewußtsein, ist das Medium seiner theoretischen Praxis, stellt für ihn mehr oder weniger eine Lebens- und Orientierungsweise dar. Ohne solche Praxis ist das Bewußtsein wie der Schnee, der schnell wegschmilzt. Das Bewußtsein als solches kann sich auf die Dauer schlecht gegen die Wirklichkeit halten. Teil

der »Wirklichkeit« ist schließlich unser eigenes Wirken, unser Zusammenwirken mit anderen zumal, unser Tun, unsere Praxen. Wenn das angestrebte Bewußtsein nicht verknüpft ist mit der Lebensform, mit der Lebensweise, wenn es nicht das Bewußtsein wirklicher Praxis ist, schmilzt es schnell hinweg, ist es bald Schnee vom vergangenen Jahr. Deshalb ist die praktische Dimension, das Gelebt-werden-Können dessen, was wir so scheinpräzis »Bewußtsein« nennen, so wichtig. Und viel wirksamer ist es, die Entwicklung neuer Lebensformen zu fördern. Heute bewegen sich viele in diese Richtung, aber außerhalb der traditionellen Arbeiterbewegung oder ihrer sozialistischen Organisationen, zum Teil sogar ausdrücklich gegen sie. Zugleich wirken diese Tendenzen mächtig in die traditionelle Arbeiterbewegung hinein. Was sich in der Gewerkschaftsjugend oder überhaupt bei den Gewerkschaftsaktiven noch bewegt, das sind sehr oft Leute, die viel aufgeschlossener gegenüber den neuen sozialen Bewegungen sind, als die offizielle Gewerkschaftslinie es erwarten läßt. Kurz, wenn in einem sozialistischen Projekt kein Raum für diese Entwicklungen ist, beschneidet es sich selber. Und es beraubt sich der Möglichkeit, den »Intellektualismus« in der »Bewußtseins«-Frage zurückzudrängen, desgleichen den Edukationismus, der nie erreicht, was seine besten Vertreter sich gutwillig vornehmen. Man muß alles fördern, was erlaubt, die Erfahrung zu machen, daß unsere Theorie, unsere Perspektive gelebt werden können. Es ist also nicht eine Frage des opportunistischen Sich-Anhängens an eine Bewegung des Tages. Abgesehen von den Notwendigkeiten des sozialistischen Projekts muß man davon ausgehen, daß es eine Vielfalt neuer Lebensformen geben wird und daß wir uns um ein produktives Verhältnis zu diesen Formen bemühen müssen.

Man kann das sozialistische Projekt mit einem Netzwerk vergleichen, in dem Unterschiedliches Raum haben muß. In gewissen Grenzen lassen sich Bedingungen der eigenen Schwäche durch Umknüpfung dieses Netzwerks in Bedingungen der Stärke verwandeln. Wenn der klassische Arbeiterhegemon nicht mehr in Sicht ist, wenn die Arbeiterklasse fragmentiert und überdies mehrheitlich bis über beide Ohren in eine um den Warenkonsum angeordnete Lebensweise eingetaucht ist, dann kann ein dezentrales, plurales Verknüpfungsmuster des sozialistischen Projekts auch die Arbeiter stabilisieren. Die Individuen sind mehrfach determiniert, daher muß es sich nicht schwächend auswirken, wenn das sozialistische Projekt die Individuen mehrfach anspricht, die Arbeiterin z.B. als Lohnarbeiterin und als Frau, auch wenn diese Doppelbestimmtheit einen Konflikt beinhaltet.

Die Aneinanderlagerung, das Zusammenbringen von Arbeiterbewegung und neuen sozialen Bewegungen stößt z.T. auf ähnliche Hindernisse wie die notwendige Verknüpfung des sozialistischen Projekts mit den antiimperialistischen Tendenzen der Dritten Welt. Die einseitige Fixierung und Kanalisierung der Arbeiterforderungen auf das, was auf knapp Amerikanisch »more!«, »mehr!« genannt wurde, also auf Lohnerhöhungen, kann die Solidarität mit der Dritten Welt blockieren, wo immer die Arbeiter der entwickelten kapitalistischen Länder an deren Ausbeutung partizipieren. Dieselbe Orientierung kann auch das Zusammengehen mit ökologischen Tendenzen blockieren, wie wir alle immer wieder erfahren haben. Rassismus, patriarchalische Tendenzen und Antiintellektualismus wiederum können einen besonders haltbaren Knoten im Sinne der herrschenden Ideologie bilden. — Die Frauenbewegung hat sich auf ihre Weise mit der Dritten Welt artikuliert in dem Slogan, daß die Frauen die Neger aller Völker seien. In der alternativen Szene wiederum gibt es vielfältige Formen entsprechender Selbstartikulation, man denke nur an die »Stadtindianer«, die ich hier nicht im einzelnen analysieren kann. Unterschiedlichste Formen der Entwicklung alternativer Lebensformen decken sich jedoch in der Absetzung des herrschenden Götzen, des Geldes, im Bruch mit der Fetischisierung des Warenkonsums usw. Kulturelle Praxen der Kommunikation, auch der sexuellen, verbrauchen wenig Ressourcen, wenn man so will, sind gesellschafts- und umweltverträglich. Kurz, die neuen sozialen Bewegungen, ihre netzwerkartige Rekombination der Bedürfnisse, können helfen, die Solidarität mit der Dritten Welt in das sozialistische Projekt vom Artikulationsmuster her wirksam einzuschreiben. In der Strategiediskussion der POCH wird der Antiimperialismus z.T. als letzte und einzige Klammer der unterschiedlichen Bewegungen gesehen, und es gibt sogar die Tendenz in der POCH, die sozialistische Artikulation aufzugeben zugunsten eines *antiimperialistischen Populismus* (Thomas Heilmann). Ich würde diesen Schritt für falsch halten, aber seine Erwägung durch einen Vertreter einer kleinen, aber relativ erfolgreichen Linkspartei zeigt, daß die Beziehung auf die neuen sozialen Bewegungen jedenfalls die antiimperialistische Solidarität freizusetzen helfen kann.

Zwei große Lernschritte sind für die an der traditionellen Arbeiterbewegung orientierten Sozialisten unverzichtbar: Der Bruch mit dem *Etatismus*, der spontan alles von oben nach unten anordnet und das sozialistische Projekt als einen Forderungskatalog an eine imaginäre Linkspartei oder als bloßes Wahlprogramm einer Linkspartei

mißverstehen läßt. Zweitens der Bruch mit dem *Ökonomismus*, wie er einer ökonomischen Interessen-Stellvertreterpolitik in staatlicher Perspektive entspricht. Das Kulturelle wird dabei enorm an Bedeutung gewinnen, ohne daß wir deshalb den einen Ismus gegen einen anderen austauschen dürfen, also auch nicht den Ökonomismus gegen einen »Kulturalismus«. Ein Denken, das die Vieldimensionalität anerkennt — das nicht mehr wie selbstverständlich von einem imaginären Oben und einem Zentrum ausgeht, demgegenüber alles andere zur bloßen Nebenerscheinung verblaßt oder zur bloßen »Turbulenz auf der Oberfläche«, wie ein schätzenswerter Genosse neulich die Frauenbewegung kennzeichnete —, ein solches Denken allein ist wertlos, wenn nicht zugleich ein neuer *Schub zusammenbringenden, vorausdenkenden, kurz, strategischen* Denkens damit einhergeht. Auch die Frage des Zusammenbringens, also die Strategief Frage, hat ihre Entsprechung in der alltäglichen Lebenspraxis und ist der Einarbeitung in die Lebensweise fähig und bedürftig. In letzter Zeit haben wir dies mit Kategorien wie *Widerspruchskultur* oder *Kultur des Widerstands* diskutiert. Wir sprechen so in Anlehnung an das für uns ungeheuer wichtige Werk von Peter Weiss, die *Ästhetik des Widerstands*, das für viele Sozialisten noch zu entdecken ist und das uns unsere Geschichte und Kultur auf eine schmerzliche und zur Erneuerung befähigende Weise vor Augen führt. Auch Denken, lebenslanges Lernen, historische Erinnerung, Diskutieren, so kann man bei Peter Weiss lernen, können »Kultur« sein, Lebensweise der gemeinschaftlichen Selbstverwirklichung. Wir brauchen nicht Theorie, sondern eine *theoretische Kultur* im Rahmen unserer Lebensweise. Und auch die theoretische Kultur muß eine Kultur der Veränderung sein. Es genügt nicht mehr, wie Otto Bauer angesichts der von ihm festgestellten Krise des Marxismus zu sagen, daß wir ja im Besitz der Marxschen Denkinstrumente sind. Wir müssen auch diese »Instrumente« kritisch weiterentwickeln. Seit hundert Jahren hat sich auf diesem Gebiet der »Denkinstrumente« so enorm viel geändert, daß es unmöglich ist, bei dem vor hundert Jahren Artikulierten stehenzubleiben. Das wäre gegen den Sinn von Marx. Er war geradezu besessen, sein ganzes Leben lang, vom Lernen, vom Durcharbeiten der wissenschaftlichen Entwicklungen und der aktuellen politischen und ökonomischen Prozesse, ständig Exzerpthefte füllend, dabei sein eigenes Denken beweglich haltend, erneuernd. Es kann nicht sein, daß die modernen technischen Wissenschaften bis hin zur Elektronik oder daß die Entdeckung eines neuen »Kontinents der Wissenschaft«, um eine alte Formel zu zitieren, wie die Linguistik und die Erforschung der gesellschaftlichen Produktion von Bedeutung sie darstellen, ohne

Folgen für unsere Theorie und Praxis bleiben. Daß wir eine Kultur der Veränderung brauchen, diese Orientierung gewinnt also einen reichen, vielschichtigen Sinn.

Nachbemerkung zur Rolle der »grün-alternativen« Formationen

Eine der Schwächen der vorstehenden Überlegungen sei wenigstens angemerkt, um zu ihrer Behebung anzuregen. Es fehlt an einer Auswertung der Erfahrungen, die von und mit den Grün-Alternativen in den letzten Jahren gemacht worden sind. Dies Versäumnis entspricht nicht einer Geringschätzung, schließlich hat der Verfasser zur Bestürzung mancher seiner marxistischen Freunde bei den letzten Wahlen zum Westberliner Abgeordnetenhaus seinen Namen unter einen Wahlauftrag zugunsten der »Alternativen Liste« (AL) gesetzt. Entscheidend dafür war die Chance, zum erstenmal seit Jahrzehnten links von den etablierten Parteien eine neue Stimme ins Parlament zu bekommen. Eine ganze Reihe von linken Sozialdemokraten und Kommunisten haben für sich aus ähnlichen Überlegungen den Schluß gezogen, in der AL und ähnlichen Gruppierungen mitzuarbeiten. Die AL ist nicht nur ein Element, das bei jedem strategischen Nachdenken über eine Neuzusammensetzung der Linkskräfte berücksichtigt werden muß, sondern auf ihre Weise entwickelt sie ähnliche strategische Vorstellungen wie wir hier. Auch sie versucht, für unterschiedliche Gruppierungen Handlungsmöglichkeiten einzuräumen. Sie bildet, um den Preis der Kohärenz und Stabilität, eine lockere, »unkontrollierte«, multizentrische Assoziation von Tendenzen und Gruppierungen. Über die Lebensfähigkeit und Entwicklungsdynamik dieser Politikformen kann man vorläufig nicht viel mehr als mutmaßen. Aber selbst, wenn sich dieser Aufbruch als bloß vorübergehende Bewegung erweisen sollte, wäre er doch eine wichtige Durchgangsstufe. Wie eine sozialistische Formation Handlungsräume für ökologische und alternativkulturelle Tendenzen öffnen muß, so öffnet die ökologisch-alternative »Sammlungsbewegung« auch Räume für sozialistische und gewerkschaftliche Tendenzen. Die Elemente sind bei beiden Formationen weitgehend die gleichen; verschieden ist ihre Anordnung, die Verteilung der Gewichte, die relative Stärke der unterschiedlichen Elemente usw. Aber die Grenzen einer solchen dezentrierten und wenig hierarchisierten Formation mit starker Position der »Basis«-Einheiten sind durchlässig. Mögen solche Formationen auch formell politisch konkurrieren, so können und müssen die verwandten Elemente in ihnen dennoch, über die Formationsgrenzen

hinweg, miteinander kooperieren. Auf diese Weise setzt sich ein weiteres Feld linker und alternativer Politik zusammen. In diesem Feld wird es keine sauberen Abgrenzungen und keine »reine« Politik geben. Überhaupt sind Zeiten offener, radikaldemokratischer Politikformen Zeiten »unreiner« Politik, in denen nichts eindeutig ist, Zeiten, in denen der Festungstyp der Politik mit seinen bewachten Grenzen, seiner unmittelbaren Machtpolitik und seiner scheinbaren Eindeutigkeit zur Form unfreiwilliger Selbsteinsperrung wird. Freilich bot die »Festung«, wenn auch um den Preis der Verknöcherung und des Abgeschnittenseins von den lebendigen Kräften, einen gewissen Schutz vor der Auflösung. Die Konzentration der organisierten Politik auf die »Abgrenzung« von anderen, auf deren »Entlarvung«, wirkte der Gefahr entgegen, daß eigne Kräfte von reaktionären Zentren angezogen und eingebunden würden. Der Preis für diese begrenzte Sicherheit kann darin bestehen, daß weite Gebiete, von denen man sich abgegrenzt hatte, gar nicht mehr wirksam umkämpft werden können und, wie die »Alternativen« vor 1933 den Nazis, dem Gegner verfallen. Jedenfalls verlangt eine offene Politik viel Kraft für die Dialektik der Bewegung und des Tauziehens in einem Netz von Beziehungen.